

«Nicht in unserem Namen»

Zionismus nicht gleich Judentum

von Detlef Koch*



Detlef Koch. (Bild zvg)

Am heutigen 13. Juni beginnt in Wien ein Ereignis, das lange als undenkbar galt: Jüdinnen und Juden aus aller Welt versammeln sich – Rabbiner, Shoah-Überlebende, Intellektuelle, Mizrachi-Aktivist*innen, linke Diaspora-

Stimmen –, um öffentlich, selbstbewusst und organisiert den Zionismus zu kritisieren. Nicht aus Hass, sondern aus Verantwortung. Nicht als Tabubruch, sondern als Rückbindung an das Ethos jüdischer Geschichte. Der «Erste Jüdisch-Antizionistische Kongress» ist kein Randphänomen. Er ist das moralische Symptom eines Umbruchs – und eine Einladung, endlich neu über die Begriffe zu sprechen, die seit Jahrzehnten politische Kritik lähmen.

Ein Geburtsort wird zur Grenze

Es ist kein Zufall, dass dieser Kongress gerade hier stattfindet. Wien war der Ausgangspunkt der zionistischen Bewegung, *Theodor Herzls* geistige Heimat, wo die Idee eines jüdischen Staates erstmals politischen Raum gewann. Doch Wien war auch der Ort, an dem Herzl scheiterte: 1897 wollte er hier den ersten Zionistenkongress abhalten – doch die jüdische Gemeinde lehnte ab. Zu gefährlich, zu radikal, zu spaltend erschien die Idee.

Heute, über ein Jahrhundert später, kehrt die Debatte zurück. Nicht als historische Fussnote, sondern als Gegenwartsanalyse. Denn was damals als jüdische «Normalisierung» gedacht war – die Gründung eines eigenen Staates –, hat sich, so die Stimmen in Wien, in ein internationalistisches Projekt verwandelt, das Gewalt, Aus-



Pressekonferenz: Jüdische anti-zionistische Erklärung/Vorstellung und Hintergründe. (Bild screenshot)

schluss und Apartheid rechtfertigt. Der Zionismus, sagen sie, hat sich von der jüdischen Ethik entfernt. Und mehr noch: Er hat das moralische Erbe des Judentums usurpiert – «in unserem Namen», aber ohne unser Einverständnis.

Eine pluralistische Rückeroberung

Der Kongress versteht sich deshalb nicht als Angriff, sondern als Rückeroberung. Als Versuch, die Vielfalt jüdischer Stimmen wieder hörbar zu machen. In einer Welt, in der Israel zur alleinigen Stimme «der Juden» erklärt wird, ist das ein Akt politischer Hygiene.

«Wir wollen sichtbar machen, dass Zionismus nicht gleich Judentum ist. Dass man Israel kritisieren kann – aus einer zutiefst jüdischen Haltung heraus», sagt *Dalia Sarig*, Mitorganisatorin und Sprecherin der *Wiener Antizionistischen Initiative*. Sie spricht leise, aber entschieden. Der Vorwurf, antisemitisch zu sein, sei zur Waffe geworden – gegen Juden, die sich weigern, Komplizenschaft mit Unterdrückung zu leisten.

Und so sitzen sie nun in Wien, *Stephen Kapos*, Holocaustüberlebender aus Ungarn, der heute für die Rechte der Palästinenser kämpft. *Ilan Pappé*, Historiker aus Haifa, der die Nakba nicht als Mythos, sondern als dokumentierte ethnische Säuberung beschreibt. *Yakov Rabkin*, orthodoxer Intellektueller aus Kanada, der das ideologische Projekt Zionismus theologisch als Irrweg begreift. *Reuven Abergel*, Mizrachi-Aktivist, der an die Entrechtung orientalischer Juden in Israel erinnert. Und *Iris Hefets*, gebürtige Israelin, Psychoanalytikerin in Berlin, deren Kritik an Israels Krie-

* *Detlef Koch* (geboren 1960) war viele Jahre Gründer und Projektleiter in der ländlichen Entwicklungszusammenarbeit in Indien. Derzeit ist er publizistisch tätig und engagiert sich für demokratische Teilhabe und soziale Gerechtigkeit. Zum Thema Israel und Palästina hat er mit dem 2021 verstorbenen *Rolf Verleger* im Verein *Bündnis für Gerechtigkeit zwischen Israelis und Palästinensern* (BIP) e.V. zusammengearbeitet.

gen ihr den Vorwurf des «jüdischen Selbsthasses» eingebracht hat.

Was sie verbindet, ist nicht eine Ideologie, sondern ein moralischer Reflex. Die Überzeugung, dass jüdische Geschichte nicht dazu dient, neues Unrecht zu legitimieren. Und dass das «Nie wieder», auf das sich europäische Politik so gerne beruft, nicht selektiv gedacht werden darf.

«Nie wieder» für alle

Gerade hier liegt die politische Sprengkraft des Kongresses. Denn er fordert, was Europas politische Klasse seit Jahren vermeidet: eine universelle Anwendung der Lehren aus dem Holocaust. Nicht als Relativierung, sondern als Verpflichtung. Wer sich auf die Shoah beruft, so die Argumentation, darf nicht schweigen, wenn heute ein anderes Volk systematisch entrechtet, bombardiert, blockiert wird. «Ich bin Holocaustüberlebender», sagt Stephen Kapos in seinem Eröffnungsstatement. «Ich weiss, was es heisst, wenn ein Mensch entmenschlicht wird. Was in Gaza geschieht, verletzt alles, wofür unsere Geschichte stehen sollte.»

Ein Satz, der die Linien verschiebt. Nicht, weil er provokant wäre – sondern weil er sich weigert, Geschichte als Besitz zu behandeln. Die Shoah, so der Tenor, ist kein diplomatisches Kapital, sondern ein moralisches Versprechen. Und dieses Versprechen endet nicht an ethnischen Grenzen.

Hier setzt auch die zentrale Parole des Kongresses an: «*Nie wieder – für alle*». Ein Satz, der so einfach klingt, dass man seine Radikalität fast überhört. Denn er stellt das europäische «Gedächtnisarrangement» infrage, das Israel zur Exklave des moralisch Unberührbaren macht. Der Wiener Kongress aber sagt: Gerade, weil wir Juden sind, dürfen wir nicht schweigen. Gerade, weil wir verfolgt wurden, sind wir verpflichtet, andere zu verteidigen.

Antizionismus ≠ Antisemitismus

Der Vorwurf der Veranstaltungsgegner ist altbekannt: Antizionismus sei verkappter Antisemitismus. Dass dieser Vorwurf ausgerechnet gegen Shoah-Überlebende, Rabbiner, und israelische Dissidenten erhoben wird, offenbart, wie hohl er geworden ist.

Antizionismus ist kein Hass auf Juden – sondern eine Kritik an einer politischen Ideologie, die Religion in Staat verwandelt, Moral in Militärdoktrin, Geschichte in Besitzanspruch. Und wer all das nicht kritisieren darf, der verliert das, was das Judentum immer auszeichnete: seine prophetische Stimme. «Antizionismus ist kein Wi-

derspruch zum Judentum», erklärt Yakov Rabkin. «Er ist eine Rückkehr zu dessen ethischen Fundamenten.»

Der Kongress betont das mit aller Deutlichkeit. Er grenzt sich ab von jedem Antisemitismus, jeder Shoah-Verharmlosung, jeder Gewaltverherrlichung. Aber er lässt nicht zu, dass Kritik an einem Nationalismus – und das ist der Zionismus – per se als antisemitisch gebrandmarkt wird.

Die Debatte, so scheint es, ist an einem Punkt angekommen, an dem sie nicht mehr länger um Worte, sondern um Würde geführt wird.

Schweigen und Resonanz

Die Reaktionen auf den Kongress sind erwartbar – und doch bezeichnend. Die *Israelitische Kulturgemeinde Wien* schweigt, jedenfalls offiziell. Hinter vorgehaltener Hand wird von «Selbsthass» gesprochen, von «Verrat», von «Schande». Der konservative Nationalratspräsident *Wolfgang Sobotka* nannte Dalia Sarig bereits im Vorjahr eine «antisemitische Jüdin» – ein Vorwurf, der in seiner Verkehrung an Absurdität kaum zu überbieten ist.

Die grosse österreichische Presse bleibt auffällig zurückhaltend. Kein Leitartikel, keine Debatte. Das Feuilleton duckt sich weg. Stattdessen berichten internationale Plattformen, palästinensische Medien, linke jüdische Netzwerke – ein medialer Atlas, der zeigt, wie wenig Raum für jüdische Pluralität im deutschsprachigen Diskurs bislang war.

Gleichzeitig aber: Solidaritätsbekundungen aus aller Welt. Von jüdischen Gruppen in London, Montreal, Johannesburg. Von Holocaust-Überlebenden in Frankreich. Von progressiven amerikanischen Rabbis. Eine neue jüdische Diaspora scheint sich zu formieren – nicht um sich abzugrenzen, sondern um endlich wieder sprechen zu können.

Epilog: Aufrecht in der Dissonanz

Es gibt keine einfachen Sätze in dieser Debatte. Aber es gibt notwendige. Und einer davon lautet:

«*Nicht in unserem Namen.*»

Nicht in unserem Namen soll Besatzung zum Schutz erklärt werden. Nicht in unserem Namen soll Apartheid zur Staatsräson werden. Nicht in unserem Namen soll die Erinnerung an den Holocaust dazu dienen, andere zum Schweigen zu bringen.

Der erste *Jüdisch-Antizionistische Kongress* in Wien ist keine Randerscheinung. Er ist ein Auf-

takt. Vielleicht nicht zum politischen Umbruch – aber zur Wiederbelebung jener jüdischen Stimme, die sich weigert, sich mit Macht gemeinzu machen. Einer Stimme, die sich aus der Geschichte nährt – aber nicht in ihr verschanzt. Einer Stimme, die erinnert, nicht um zu herrschen,

sondern um zu bezeugen. Und vielleicht liegt darin seine grösste Bedeutung: Nicht, dass er Israel delegitimiert. Sondern dass er das Judentum zurückführt – zu sich selbst.

*Quelle: <https://www.nachdenkseiten.de/?p=134413>,
13. Juni 2025*